Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung

Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat

Band: 17 (1941-1942)

Heft: 13

Artikel: Ein Soldat kommt in die Stadt

Autor: Steenken, Edouard H.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-710476

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wo man hat» —. Wenig wird gesprochen. Nach zweitausend Kilometer Marsch durch den Osten, nach vier Monaten ständigem Kampf wird nicht mehr viel gesprochen.

Die Nacht ist dunkel, tiefschwarz, feindselig, gefährlich. Unsere Artillerie schießt. Solange bleibt es drüben ruhig. In dem dunklen, muffigen Loch, das sich der Bataillonskommandeur gegraben hat, bespricht er mit seinen Kompagniechefs den morgigen Angriff durch. Auch hier wird wenig gesprochen. Es ist alles klar. Im Sprechen noch brechen sie ab. Sie lauschen auf das messerscharfe Pfeifen, nach dicken Wummern. Granatwerfer. Der Gegner schießt sich für die Nacht ein. Aber wer im Loch sitzt, hat Dusel. Man nickt ein, schläft im Stehen, im Hocken, im Warten. Einige können irgendwo lang liegen. Die Nacht — wie hundert Nächte — kalt und feindselig. Die Füße sind eisig, ohne Gefühl. Das nasse Hemd klebt wie ein kalter Wickel in Kindertagen. Es ist kalt. Wir frieren bitter. Und die Zeit sinkt in Tropfen. Der Himmel ist etwas lichter. Noch viele Stunden bis zum Morgen. Die Augen sind schwer. Ein Schuß macht alle wach. Aber es war wohl ein Versehen — kann vorkommen. Drei Stunden Schlaf. Dann wird es zu kalt. Es friert. Man spürt es am Mantel. Der Dreck ist steifhart und knistert. Schemenhaft hebt sich der Tag. Es schneit ein wenig. Endlich beginnt die Artillerie. Sie rumst nicht schlecht. Es kommt noch warmer Kaffee. Weiß der Teufel, wo und wie sie das gemacht haben. Sie lachen ein wenig. Nein, sie lachen nicht, sie verziehen die bärtigen Lippen zum geringen Lächeln. Und das gilt viel im Osten.

Der Weg des Meldefahrers.

Hinter dem Dorfe im Walde liegt der Divisionsstab. Dort erhielt der Meldefahrer den Befehl, den er an sein Regiment zu überbringen hat. Er zeichnete sich auf der Karte den Weg ein, die Namen der Dörfer, die er zu passieren hat, um an die Front zu seinem Regiment zu kommen. Er schob sein Krad in den Schlammbach, der den Namen «Weg zur Befehlsstelle» trägt, quälte sich bis auf die «Straße», verfolgte sie und hält jetzt vor dem ersten Dorf.

Er ist von oben bis unten mit Dreck bekrustet. Der Name des Dorfes ist deutlich auf einer großen Tafel angeschrieben, die an dem Stumpf eines verbrannten Baumes hängt: Bol-Tschernowo. Von einem Dorfe selbst ist nichts zu sehen als die Skelette ziegelgemauerter Schornsteine. Sie ragen aus Kochstellen hoch, auf denen noch die tönernen Kochtöpfe stehen und eisernes Gerät. Rings um jede Kochstelle liegen im Rechteck Aschenhaufen, die Reste der Holzmauern der Gehöfte. Ein altes Weib humpelt auf Krücken durch die Asche. Gelegentlich hält es an, lehnt sich auf seinen linken Krückstock und stochert mit dem rechten in den Aschenhaufen. Ein Greis lädt mit zwei Kindern verkohlte stinkende Leichen, die er aus der Asche gescharrt, auf einen kleinen Wagen. Sie fassen nicht mit den Händen, sondern benutzen dazu Heugabeln. Auf den wenigen Feldern, die sich rings um das Dorf ausbreiten, fault der Roggen am Halm. Der Bevölkerung war es von den Bolschewiken verboten, die Ernte einzubringen. Bevor die Deutschen kamen, wurden die Einwohner verschickt.

Das sind die ersten Bilder, die der Meldefahrer auf seiner Fahrt erlebt. Sie beirren ihn nicht. Seine Augen haben zuviel gesehen auf seinen Meldefahrten von der vordersten Front zu den Stäben, mehr als die meisten Soldaten. Sein Denken ist von dem Auftrag erfüllt, seine Sinne bemühen sich, Merkpunkte einzuprägen, die ihm helfen, den Rückweg ohne Karte sofort wieder zu finden. Auch in der Nacht. Er gibt Gas und jagt weiter. Die gute Wegstrecke ist erreicht, die Rollbahn nach Leningrad; Baubataillone bessern die Schlaglöcher aus, füllen die Granattrichter, überbrücken mit Prügelwellen besonders schlechte Stellen.

Die «BMW» des Melders jagt dahin. Wälder fliegen vorüber, halb verbrannte Dörfer, Birkenkreuze am Wege. Ein riesiger Tankgraben wölbte seine Brust der Straße entgegen. Pioniere haben ihn überbrückt. Im Gegenverkehr rollen schwere Fernkampfgeschütze vorbei, die an einen andern Frontabschnitt gezogen werden. Im Vorbeifahren erfaßt der Blick einen Pfahl, prägt sich das Bild ein. An dem Pfahl hängt eine vom Regen durchweichte Papptafel, steht in zerflossener Schrift das eine Wort: Minen. Am Fuße des Pfahles liegen fünf oder sechs Päckchen. Weiße Schnüre begrenzen den Weg. Ein Schritt über die Absperrung hinaus bedeutet den sicheren Tod.

Fünf Minuten später ein Straßenkreuz. Der Melder streckt den linken Arm aus, geht in die Kurve. Der Feldgendarm, der mit stoischer Ruhe im Regen steht, gibt ein Stoppzeichen. «Auf der Straße nach Norden liegt Artilleriefeuer.» Der Melder verfolgt die Einschläge. Jetzt ist er noch tausend Meter entfernt, jetzt noch fünfhundert. Er will eben halten, abwarten, da legen die Sowjets die ersehnte Feuerpause ein. In rasender Fahrt tobt sein Krad in wilden Sprüngen los. Er hat die Stelle hinter sich, hält an der Waldschneise, die zu seinem Regimentsgefechtsstand führt. Im Straßengraben geht in langer Schützenreihe eine Kompagnie, die abgelöst wurde, zurück. Die ersten führen leichtverwundete Kameraden unter den Armen. Die Männer haben starre, bleiche Gesichter, die bartstoppelig sind, müde, abgekämpft. Zeltbahnen, die von Nässe triefen, hängen um ihre Schultern. An ihnen vorbei fährt der Meldefahrer.

Den Regimentsgefechtsstand findet er in einem verlassenen Bunker. Er holt seine Meldung aus schlammbespritzter Tasche und gibt sie ab. Er soll auf weitere Befehle warten. Müde hockt er sich auf den Boden des Bunkers. Trotz dem ununterbrochenen Artilleriefeuer schläft er ein, um nach einer halben Stunde wieder elastisch aufzuspringen und in der Dunkelheit den Weg zurück anzutreten. Den endlosen langen Weg schwerster Pflicht.

Bürger und Soldat!

Warten...

So wenig als beim Sportkampf der Samariter mit dem Wettkämpfer verwechselt wird, so wenig dürfen wir — auch in dieser Zeit des Wartens nicht! — den Unterschied zwischen Soldat und Bürger durch Faule und Feige verwischen lassen. Wer etwa glauben sollte, es genüge bei ausbrechender Gefahr, den Bürger in einen Waffenrock zu stecken und ihn in Reih und Glied zu stellen, begeht einen für das Land verhängnisvollen Irrtum.

Indem einer den Hut mit dem Stahlhelm tauscht, ist er noch lange kein Soldat. Es kommt auf das Holz an, nicht auf die Rinde!

Wer das Soldatsein nur spielt, belügt das Land und sich selber. Wohin käme eine Truppe, wenn ein jeder die Gewohnheiten seines zivilen Lebens und seine privaten Bequemlichkeiten in die Kompagnie mitbringen würde! Kein wahrer Eidgenosse wird äußerlich Krieger sein, innerlich aber im bürgerlichen Lehnstuhl sitzen bleiben. Man kann auch nicht mit der einen Hand den Werkhammer schwingen und mit der andern gleichzeitig das Schwert. Entweder — oder, Hammer oder Schwert, Bürger oder Soldat! Wie ein Volk, das lässig und schlampig dem klaren Ja oder Nein ausweichend, in Halbheiten stecken bleibt und rückwärts sinkt, so wird jene Armee, deren Glieder halb Bürger — halb Soldat geblieben sind, rettungslos zusammenbrechen.

Bürger sein heißt, das Haus zimmern und einrichten helfen.

Soldat sein aber heißt, in dieser Stunde alles Eigene ablegen für das Ganze; heißt höchste Anspannung, letzten Einsatz; heißt Hingabe des Lebens! Eugen Wyler.

Ein Soldat kommt in die Stadt

Er ist aus dem Dienst zurückgekehrt. Ihr müßt ihn sehen. Ein junger Apoll. Schlank, gestrafft, das Gesicht gebräunt von der Maisonne. In seinen Augen lebt noch der Widerschein des hohen Himmels, der über den Bergen wohnt.

Als er einfuhr, entlud sich mit Krachen das erste Gewitter des jungen Sommers über der riesigen metallenen Bahnhofhalle. Innerlich jauchzend, begrüßte er die gewaltigen Paukenschläge des Himmels. Der Donner grollte, vermischt mit dem Stampfen und rhythmischen Rollen des einfahrenden Zuges, durch die großen Hallen. Ein schreckhaft-gewaltiges Konzert, in dem sich die Stimmen der Menschen wie Bienengesumm ausnahmen.

Alles verlief großartig.

Schon fiel der Regen. Eine warme Dunkelheit umhüllte die Passanten auf dem Bahnsteig. Federnd sprang er aus dem

Wagen. Jetzt erst spürte er sich. Die ganze Frische des Jahres war in ihm.

Die ersten Lampen blitzen auf, und schon hatten seine hellen Augen sie erblickt — Hanny!

«Hanny, Hanny», murmelte er beschwörend. Musik schien ihm dieser Name. Rührend, wie sie da im blauschwarzen Gewoge stand in ihrem schlichten Blüschen. Welch ein bezauberndes Weiß, dachte er. So mußt du sie malen. In blauen und schwarzen Schatten dieses keusche Weiß, das wie eine Blüte aus dem Dunkel bricht...

Schon steht er bei ihr. Sie blickt recht verloren und mit ernsthaft gerunzelten Brauen in den vorüberflutenden Strom. Einen Augenblick lang weidet er sich an ihrer Versunkenheit. Sein Herz schlägt. Ein singendes, schmerzhaft-süßes Schlagen. Er spürt es bis in den Hals hinauf. Dann eine Wendung. Wortloses Begrüßen. Ihr Gesicht erfüllt sich von innen her. Der ganze Bahnhof müßte hell werden. «Du», sagt sie. Sonst nichts. Welche Seligkeit, welcher Himmel zittert darin. Du! Sie schreiten wie Geschwister. Hand in Hand. Als ginge es über eine blühende Wiese. Wie sie geht, wie grazil, ein Reh, verzaubert in Menschengestalt, denkt er. Nie hat er sie so gesehen.

Der Dienst sei gepriesen, dieser anfänglich insgeheim verwünschte. Er hat ihm die Augen, die blinden, geöffnet. Immer wieder bewundert er sie heimlich von der Seite. Alles ist anders, schöner, erregender, köstlicher an ihr. War es überhaupt noch denkbar, daß er sich wegen eines Wortes, eines dummen, häßlichen Wortes, in der Hitze des Gesprächs ausgestoßen, zerstritten? Alles von damals erscheint ihm wie nebelhaftes Geschehen, an dem er nicht mehr teil hat: die grauen Tage darauf, wo sie fehlte, ihr Lachen, ihr Händedruck, ihr Ruf, der Duft ihres Haares. Wo alles schal wurde und ohne Zauber, ohne Geheimnis. Das Leben, die Arbeit. Der geringste Gegenstand im Atelier ein Stein des Anstoßes. Er mußte die Bilder verhängen. Ihr Anblick verursachte ihm Qual. Ein halbvollendetes Aquarell, das ihm unter die Hände geriet, zerriß er wütend.

Bis der Marschbefehl kam. Auch der noch, dachte er bitter. Ein harter Dienst im Hochgebirge begann. Wachen, Nachtpatrouillen über Geröll, durch verschüttete Tobel, von schäumenden Sturzbächen durchklungen, Märsche und Sturm und Regen. Tag für Tag und Nacht für Nacht. Gott sei Dank gab es Dinge, die sich täglich wiederholten und die ganze Aufmerksamkeit erforderten: das Reglement und die gewohnten Hantierungen an den kleinen, modernen Kanonen. Aber zwischen diesem und jenem Handgriff erinnerte er sich ihrer, immer stärker, ihrer Stimme, ihres Haares. Das Törichte der damaligen Auseinandersetzung erfüllte ihn jetzt mit brennender Scham. Er verfluchte hundertmal am Tage seinen raschen, blühenden Zorn.

Die ersten zaghaft-leisen Briefe gingen hin und her. Wie rührend, wie lieb ihm jedes Wort, jedes Wörtchen aus ihrer Feder dünkte. «Hutzliputzli» nannte sie ihn oder «Nicki» oder gar «Haudegen». Schöner als Gedichte schienen ihm diese Worte.

Aber in jeder Silbe schlief ein Stückchen Sehnsucht, und die vielen Stückchen wurden zu einem Sturm. Urlaub, Urlaub erklang es in ihm wie Fanfarenmusik. Tausend Widerwärtigkeiten aber wucherten dazwischen auf. Eine Grippeepidemie riß fühlbare, wenn auch nur vorübergehende Lücken in die Reihen der Kameraden. Die Gesunden waren unentbehrlich. Er beschwor den Hauptmann mit bombastischen Worten.

Der aber sah ihn aus windgegerbtem Gesicht mit blitzenden Augen an. Durchdringend. Da schwieg er wie beschämt und tat seinen Dienst weiter. Tag für Tag.

Und dann kam der Urlaub.

Und nun läuft sie neben ihm, und es regnet. Ein warmer Sommerregen, mit dikken, schwarzen, klatschenden Tropfen. Der Asphalt glänzt wie ein Kanal in roten, grünen und goldenen Lichtern. Alles ist herrlich und einzigartig. Dort über der Brücke geht die Straße den Berg hinan. Rosen und nasse Büsche hängen ihre dichten Blüten über die Zäune, und die hohen Kastanien stehen geisterhaft hell, wie Häuser der Engel, im frühen Dämmer. Ach, es schmeckt nach Ambrosia und Glück. Nach dem Glück guter Menschen.

Am Kiosk hat er Zeltli gekauft. Die lutschen sie jetzt, und immer wieder blitzt sie ihn an mit ihren Augen, in denen sich der Schalk und die Liebe verschwistert haben. Eine nasse Strähne hängt ihr über der Stirn, und sie sagt «Haudegen» und sein Herz hüpft wie ein Lämmchen auf der Weide.

Wie konnte dieses Allegro der Herzen, diese Heiterkeit göttlicher Seelen und Sinne wie mit einem Donnerschlag enden? Vielleicht tobte noch der koboldisch-herrische Geist der Berge in ihm; ach, der Zorn, der ihn wie Märzenwind ansprang, vernichtete plötzlich alles. Wie geschah das eigentlich noch?

Es ist rasch gesagt. An der Gelbschnabelgasse wollte sie hinauf, er aber hinunter an den See. Da riß der Himmel über ihnen entzwei, dunkel vor Schwermut, unter furchtbarem Donnern, und entleerte sich schwarzrauschend wie ein Schlauch.

In jähem Entschluß faßte er ihren Arm, spürte ihren Widerstand, umschloß ihn stärker, eine Welle des Unmuts färbte sein Gesicht brennendrot, so daß es im Dunkel glühte, und schon war ihm das Wort, das gewisse, das sie auf den Tod nicht hören konnte, entschlüpft. Ihre Augen funkelten vor Wut, ein Stoß, daß er zurücktaumelte, und schon war sie in den platschenden Regen hinaus. Alles war das Werk weniger, unbegreiflicher Sekunden.

Später sitzt er in seiner Kammer stieren Blicks. Alles ekelt ihn an. Er beschimpft sich selbst. Sohn der Hölle, ist der geringste Ausdruck. In der Ecke liegt der hingeworfene Tornister. Am liebsten würde er ihn wieder schultern und stehenden Fußes zur Kompagnie zurückeilen.

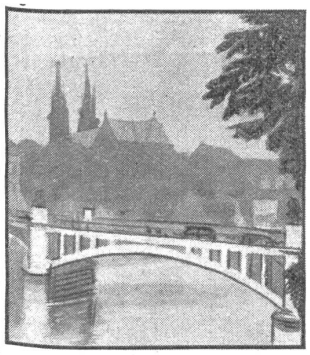
Draußen hat sich das Gewitter verzogen. Ferner, ferner Donner verrollt...

Ueber den Kronen der noch tropfenden Bäume erwachen die ersten Sterne. Herber Brodem der erquickten Erde steigt wie Weihrauch in die Luft. Düfte quellen hoch und wollen den Himmel mit ihrem Wohlgeruch erfüllen. Sein Herz aber ist wie erstarrt, wie hinter einem undurchdringlichen Schleier begibt sich das Ganze vor seinen Augen und Sinnen.

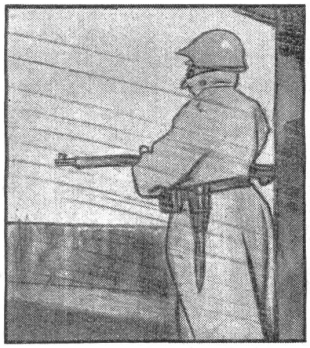
Aber dann öffnet sich die Tür, und im dunkeln Rahmen steht sie und hält einen Strauß kleiner, roter Rosen vor die Brust und lächelt geheimnisvoll, wie nur eine Frau lächeln kann, und drückt, bevor sie ihm entgegenläuft, ihr Antlitz, das holde, zuerst in diese rote, feuchte Glut, um ihm dann den Kuß, derart geheiligt und verzaubert, auf seinen ungläubigen Mund zu setzen.

Und dann hält er sie und spürt ihren Leib, und sieht das schelmische Glitzern in ihren Augen, holder als alle Sterne, und er glaubt, den ganzen Sommer zu umfassen.

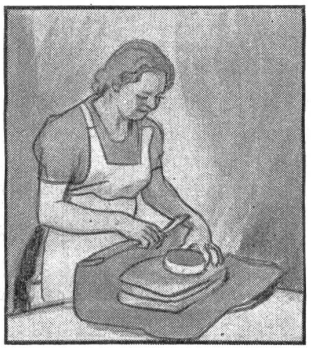
Edouard H. Steenken.



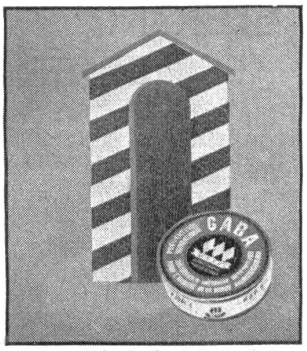
Auf der Basler Rheinbrücke muss der Joggi jetzt Wache stehen.



Es ist kein Schleck, denn da zieht's von allen Ecken. Man kriegt leicht „d'r Bälli."



Gut, dass der Bund im Grossen gesorgt hat mit dem warmen Mantel und die Mutter im Kleinen sorgt: sie schickt ihm immer Gaba.



Gaba nehmen — Gabe nützt,
Gaba schicken — Gaba schützt!